

PAT BARKER

DIE

STILLE

DER

FRAUEN

LAGO

© des Titels »Die Stille der Frauen« (978-3-95761-195-6) von Pat Barker
2020 by LAGO, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.lago-verlag.de>

*Für meine Kinder John und Anna und, wie immer,
in liebevoller Erinnerung an David*

»Wollen Sie wissen, wie die europäische Literatur beginnt?«, fragte Coleman seine Studenten, nachdem er in der ersten Sitzung die Teilnehmerliste durchgegangen war. »Mit einem Streit. Die gesamte europäische Literatur beginnt mit einem Kampf.« Und dann nahm er die Ilias zur Hand und las ihnen die ersten Zeilen vor: »Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiden Achilleus ... Seit dem Tag, als erst durch bitteren Zank sich entzweiten Atreus' Sohn, der Herrscher des Volks, und der edle Achilleus.« Und worum streiten sie sich, diese beiden gewaltigen, mächtigen Männer? Die Ursache ihres Streites ist so banal wie der einer Schlägerei in einer Bar: Es geht um eine Frau. Eigentlich ist es ein Mädchen. Ein Mädchen, das man dem Vater entführt hat. Ein Mädchen, das in einem Krieg verschleppt worden ist.«

Der menschliche Makel, Philip Roth

TEIL EINS



Großer Achill. Glänzender Achill, strahlender Achill, gottgleicher Achill ... Wie sich die Epitheta häufen. Wir nannten ihn nie so; wir nannten ihn »den Schlächter«.

Leichtfüßiger Achill. Dieses Beiwort ist interessant. Mehr als alles andere, mehr noch als sein Glanz, mehr als seine Größe machte ihn seine Geschwindigkeit aus. Laut einer Geschichte jagte er einst den Gott Apoll über die Ebenen von Troja. Als er ihn schließlich stellte, soll Apoll gesagt haben: »Du kannst mich nicht töten, ich bin unsterblich.« »So«, antwortete Achill. »Aber wenn du nicht unsterblich wärest, wärest du jetzt tot, das wissen wir beide.«

Kein anderer durfte je das letzte Wort haben, nicht einmal ein Gott.

Ich hörte ihn, noch bevor ich ihn sah: sein Schlachtruf hallte um die Mauern von Lyrnessos.

Wir Frauen – die Kinder natürlich auch – waren angewiesen worden, zur Zitadelle zu gehen, und wir nahmen etwas frische Kleidung und so viel zu essen und zu trinken mit, wie wir tragen konnten. Wie alle ehrbaren verheirateten Frauen verließ ich nur selten das Haus – zugegeben, in meinem Fall war das Haus

ein Palast – und so fühlte ich mich wie an einem Festtag, als ich im hellen Tageslicht die Straße entlangging. Beinahe. Unter dem Gelächter und den Ermunterungen und den Scherzworten, die wir einander zuriefen, glaube ich, hatten wir alle Angst. Ich zumindest hatte Angst. Wir wussten alle, dass die Männer zurückgedrängt wurden – der Kampf, der ehemals am Strand und rund um den Hafen stattgefunden hatte, tobte nun direkt vor den Toren. Wir hörten Rufe, Schreie, das Klirren von Schwertern auf Schilden, und wir wussten, was uns erwartete, sollte die Stadt fallen. Und doch fühlte sich die Gefahr unwirklich an – für mich zumindest, und ich bezweifle, dass die anderen besser begriffen, was uns drohte. Wie sollte es möglich sein, dass diese hohen Mauern, die uns unser ganzes Leben lang geschützt hatten, nun fielen?

Aus den engen Gassen der Stadt strömten kleine Gruppen von Frauen mit Babys auf dem Arm oder kleinen Kindern an der Hand auf den Hauptplatz. Grelles Sonnenlicht, heftige Windstöße, der schwarze Schatten der Zitadelle griff nach uns, um uns aufzunehmen. Als ich vom hellen Licht ins Dunkle trat, sah ich einen Augenblick nichts und stolperte. Die einfachen Frauen und die Sklaven wurden im Untergeschoss zusammengepfertcht, während Angehörige der königlichen und adeligen Familien das Obergeschoss erhielten. Bis ganz nach oben stiegen wir die gewundene Treppe hinauf, kaum konnte man auf den schmalen Stufen den Fuß aufsetzen, herum und herum und herum, bis wir endlich unvermittelt in einen großen, kahlen Raum traten. Auf dem Boden lagen in Abständen Lichtpfäle aus den Fensterschlitzen, die Ecken des Saales blieben im Dunklen. Langsam blickten wir uns um, wählten Stellen aus, wo wir uns niederließen, unsere

Habseligkeiten ausbreiteten und mit dem Versuch begannen, etwas zu schaffen, das einem Zuhause ähnelte.

Zunächst war es kühl, doch als die Sonne höher stieg, wurde es heiß und muffig. Stickig. Nach wenigen Stunden war der Geruch von schwitzenden Körpern, Milch, Babyscheiße und Menstruationsblut fast unerträglich geworden. Babys und Kleinkinder wurden in der Hitze quengelig. Mütter legten ihre jüngsten Kinder auf Laken und fächelten ihnen Luft zu, während ihre älteren Brüder und Schwestern aufgereggt herumsprangen und nicht recht begriffen, was hier geschah. Einige Jungen, zehn oder elf Jahre alt, zu jung zum Kämpfen, formierten sich oben an der Treppe und taten so, als drängten sie Angreifer zurück. Die Frauen blickten einander ständig an, sie hatten trockene Münder und sprachen nicht viel, während draußen die Rufe und Schreie lauter wurden und die Schläge gegen die Stadttore begannen. Wieder und wieder ertönte jener Schlachtruf, so unmenschlich wie das Heulen eines Wolfes. Ausnahmsweise beneideten die Frauen mit Söhnen diejenigen mit Töchtern, denn Mädchen würde man am Leben lassen. Jungen wurden, wenn sie auch nur entfernt im kampffähigen Alter waren, üblicherweise niedergemetzelt. Sogar schwangere Frauen wurden manchmal umgebracht, man stach ihnen einen Speer durch den Leib, auf gut Glück, für den Fall, dass ihr Kind ein Junge sein würde. Ich sah Ismene, die im vierten Monat mit dem Kind meines Mannes schwanger war und sich die Hände fest auf den Bauch drückte, im Versuch, sich davon zu überzeugen, dass man ihr die Schwangerschaft noch nicht ansah.

In den letzten paar Tagen hatte ich oft bemerkt, wie sie mich anschaute – Ismene, die einst so bedacht darauf gewesen war,

meinem Blick niemals zu begegnen –, und ihr Gesichtsausdruck hatte deutlicher als Worte gesprochen: *Nun ist die Reihe an dir. Wollen wir doch mal sehen, wie es dir gefällt.* Er schmerzte, dieser aufdringliche, starre Blick. Ich stammte aus einer Familie, in der man die Sklaven mit Güte behandelte, und als mein Vater mich mit Mynes, dem König, vermählte, führte ich diese Tradition in meinem eigenen Haushalt fort. Ich war freundlich zu Ismene gewesen, zumindest glaubte ich das, aber vielleicht war zwischen Herren und Sklaven gar keine Freundlichkeit möglich, nur unterschiedliche Grade von Brutalität? Ich schaute durch den Raum hinweg zu Ismene und dachte: *Ja, du hast recht. Nun ist die Reihe an mir.*

Niemand sprach von Niederlage, obgleich wir sie alle erwarteten. Nun, bis auf eine alte Frau, eine Großtante meines Mannes, die darauf beharrte, dass es eine rein taktische List sei, sich bis zu den Stadttoren zurückdrängen zu lassen. Mynes mache nur zum Schein mit, sagte sie, er werde sie täuschen und in die Falle locken. Wir würden siegen und die räuberischen Griechen ins Meer jagen – und ich denke, einige der jüngeren Frauen glaubten ihr vielleicht. Aber dann erklang wieder dieser Schlachtruf, und noch einmal, jedes Mal näher, und wir alle wussten, wer es war, aber niemand sprach seinen Namen aus.

Schwer lag die Vorahnung dessen in der Luft, was uns bevorstand. Mütter umarmten Mädchen, die schon herangewachsen, aber noch nicht reif für die Ehe waren. Mädchen von neun und zehn Jahren würden nicht verschont bleiben. Ritsa beugte sich zu mir hin. »Na, wenigstens sind *wir* keine Jungfrauen.« Sie grinste, als sie das sagte, und legte die Lücken in ihrem Gebiss frei, verursacht durch die langen Jahre der Schwangerschaften – ohne dass

sie ein lebendes Kind vorweisen konnte. Ich nickte und rang mir ein Lächeln ab, aber ich sagte nichts.

Ich machte mir Sorgen um meine Schwiegermutter, die es vorgezogen hatte, im Palast zurückzubleiben, statt sich in einer Sänfte in die Zitadelle tragen zu lassen. Ich war besorgt und ärgerte mich über mich selbst, dass ich besorgt war, denn wären unsere Rollen umgekehrt verteilt gewesen, hätte sie sich um mich sicherlich nicht gesorgt. Vor einem Jahr war sie an einem Leiden erkrankt, das ihren Bauch anschwellen und sie bis auf die Knochen abmagern ließ.

Endlich beschloss ich, dass ich zu ihr gehen musste und zumindest nachsehen, ob sie genug Wasser und Essen hatte. Ritsa wäre mit mir gekommen, sie war schon aufgestanden, aber ich schüttelte den Kopf. »Ich bin gleich wieder da«, sagte ich.

Draußen holte ich tief Luft. Selbst in diesem Augenblick, als die Welt kurz davorstand, um mich herum zu versinken, war ich erleichtert, die unverdorbene Luft zu atmen. Sie war heiß und staubig und brannte sengend heiß im Hals – doch nach dem stinkenden Dunst des Saales roch sie frisch. Der schnellste Weg zum Palast führte mitten über den Hauptplatz, aber dort sah ich Pfeile verstreut im Staub liegen, und während ich noch hinblickte, schnellte einer über die Mauern und blieb zitternd im Boden stecken. *Besser kein Risiko eingehen.* Ich rannte eine Seitengasse hinunter, die so eng war, dass die Häuser sich über mir auftürmten und kaum Licht hineinließen. Als ich die Mauern des Palastes erreichte, trat ich durch eine Seitenpforte ein, die unverschlossen geblieben sein musste, als die Dienerschaft geflüchtet war. Zu meiner Rechten wieherten Pferde in den Ställen. Ich überquerte den Hof und lief rasch einen Gang entlang, der in die Haupthalle führte.

Er kam mir fremd vor, dieser riesige, erhabene Raum, an dessen hinteren Ende Mynes' Thron stand. Diesen Raum hatte ich zum ersten Mal am Tag meiner Hochzeit betreten, nach Einbruch der Dunkelheit in einer Sänfte aus dem Haus meines Vaters getragen, begleitet von Männern mit lodernden Fackeln. Mynes und seine Mutter, Königin Maire, hatten mich erwartet, um mich zu begrüßen. Sein Vater war im Jahr zuvor gestorben. Mynes hatte keine Brüder und es war entscheidend, dass er einen Erben bekam. So wurde er verheiratet, viel früher, als die Männer normalerweise heirateten, obwohl er sich zweifellos bereits durch die Frauen im Palast gearbeitet hatte, mit ein paar Stallburschen als genüssliche Dreingabe. Was für eine Enttäuschung muss ich für ihn gewesen sein, als ich endlich aus der Sänfte geklettert war und zitternd dastand, während die Mädchen mir den Umhang und die Schleier abnahmen: ein mageres kleines Ding, das nur aus Haaren und Augen zu bestehen schien und kaum eine Rundung zu bieten hatte. Armer Mynes. Seine Vorstellung von weiblicher Schönheit bestand in einer Frau, die so dick war, dass man sie am Morgen auf den Hintern schlug und sie immer noch leicht bebte, wenn man zum Abendessen wieder nach Hause kam. Aber er tat sein Bestes, Nacht für Nacht, über Monate hinweg mühte er sich ab zwischen meinen Schenkeln, die alles andere als üppig waren, er tat es so bereitwillig wie ein Arbeitsgaul, aber als keine Schwangerschaft daraus erwuchs, wurde es ihm rasch langweilig und er kehrte zurück zu seiner ersten Liebe: eine Frau, die in der Küche arbeitete und die ihn mit der geschickten Mischung aus Zuneigung und Aggressivität, die für eine Sklavin typisch war, in ihr Bett gelockt hatte, als er erst zwölf Jahre alt gewesen war.

Schon an diesem ersten Tag blickte ich Königin Maire an und wusste, dass mir ein Kampf bevorstand. Aber es war nicht nur ein Kampf, es war ein ganzer verdammter Krieg. Mit achtzehn war ich bereits eine Veteranin zahlreicher langer und erbitterter Schlachten. Mynes schien diese Spannung überhaupt nicht zu bemerken, andererseits sind Männer meiner Erfahrung nach merkwürdig blind, was Aggression bei Frauen angeht. Schließlich sind *sie* die Kämpfer, mit ihren Helmen und Rüstungen, ihren Schwertern und Speeren, und sie scheinen unsere Schlachten gar nicht wahrzunehmen – oder sie möchten sie lieber nicht wahrnehmen. Vielleicht würden sie in ihrem Seelenfrieden gestört, wenn sie merkten, dass wir nicht die sanften Geschöpfe sind, für die sie uns halten?

Wenn ich ein Kind bekommen hätte – einen Sohn –, dann wäre alles anders geworden. Doch als das Jahr zu Ende ging, trug ich meinen Gürtel noch immer trotzig eng geschnallt, bis Maire schließlich, verzweifelt in ihrem Bedürfnis nach einem Enkelkind, auf meine schlanke Taille zeigte und offen höhnte. Ich weiß nicht, was passiert wäre, wenn sie nicht krank geworden wäre. Sie hatte bereits eine Konkubine aus einer angesehenen Familie ausgewählt; ein Mädchen, das, wenn auch nicht nach dem Gesetz Mynes' Frau, in jeder Beziehung Königin geworden wäre, nur ohne diesen Titel zu tragen. Aber dann begann Maires eigener Bauch zu wachsen. Sie war noch immer gerade jung genug und es gab Geraune über einen Skandal. *Von wem ist es?*, fragte alle Welt. Sie verließ nie den Palast, außer um am Grab ihres Mannes zu beten. Aber dann wurde ihre Haut gelb und sie verlor an Gewicht und hielt sich die meiste Zeit nur noch in ihren Gemächern auf. Weil sie sie nicht weiter vorantrieb, gerieten die

Verhandlungen über die sechzehnjährige Konkubine ins Stocken und erstarben. Das war meine Gelegenheit, die erste, die ich bekam, und ich nutzte sie. Bald legten alle Angestellten des Palastes, die ihr treu gedient hatten, mir gegenüber Rechenschaft ab. Und der Palast wurde nicht schlechter geführt als zuvor, als sie die Macht gehabt hatte. Wenn überhaupt, dann wirtschaftlicher.

Ich stand mitten in der Halle und erinnerte mich an das alles. Um mich herum erstreckte sich der Palast, der normalerweise von Geräuschen erfüllt war – Stimmen, klappernde Töpfe, eilige Schritte –, still wie ein Grab. Das Geräusch der Kämpfe vor den Stadtmauern drang noch immer bis zu mir, aber es schien wie das zeitweise Summen einer Biene an einem Sommerabend die Stille nur noch zu verstärken.

Ich wäre gerne dort in der Halle geblieben, noch lieber wäre ich in den Innenhof gegangen und hätte mich unter meinen Lieblingsbaum gesetzt, aber ich wusste, dass Ritsa sich um mich sorgen würde, und so stieg ich langsam die Treppen herauf und ging durch den großen Korridor zu den Gemächern meiner Schwiegermutter. Die Tür knarrte, als ich sie öffnete. Der Raum lag im Halbdunkel; Maire hielt die Läden geschlossen. Ob das Licht ihren Augen schmerzte oder ob sie ihr verändertes Aussehen vor der Welt verborgen halten wollte, wusste ich nicht. Sie war eine sehr schöne Frau gewesen – und vor einigen Wochen war mir aufgefallen, dass der kostbare Bronzespiegel, der zu ihrer Aussteuer gehört hatte, nirgends mehr zu sehen war.

Eine Bewegung auf dem Bett. Ein bleiches Gesicht wandte sich mir in der Düsternis zu.

»Wer ist da?«

»Briseis.«

Augenblicklich wandte sich das Gesicht ab. Das war nicht der Name, auf den sie gehofft hatte. Sie hatte Ismene recht lieb gewonnen, die, so vermutete man, mit einem Kind von Mynes schwanger war – und das stimmte wahrscheinlich auch, obwohl man bei dem Leben, das die Sklaven führen, nicht immer sicher sein kann, wer der Vater eines Kindes ist. Aber in diesen letzten wenigen verzweifelten Wochen und Monaten war dieses Kind für Maire zur Hoffnung geworden. Ja, Ismene war eine Sklavin, aber Sklaven kann man die Freiheit schenken, und falls das Kind ein Junge würde ...

Ich trat weiter ins Zimmer hinein. »Habt Ihr alles, was Ihr braucht?«

»Ja.« Sie überlegte gar nicht, sie wollte nur, dass ich ging.

»Genügend Wasser?«

Sie warf einen Blick auf den kleinen Tisch an ihrem Bett. Ich ging um das Bett herum, griff nach dem Krug, der fast voll war, und schenkte ihr einen großen Becher ein. Dann ging ich, um den Krug aus einem Wasserkessel aufzufüllen, in die Ecke, die am weitesten von der Tür entfernt war. Warmes, abgestandenes Wasser mit einer Staubschicht obenauf. Ich tauchte den Krug tief ein und brachte ihn hinüber zum Bett. Vier scharf geschnittene Lichtspalten fielen auf den rotvioletten Teppich unter meinen Füßen, so hell, dass mir die Augen schmerzten, obwohl das Bett sonst in fast völliger Dunkelheit stand.

Sie mühte sich ab, um sich aufzusetzen. Ich hielt ihr den Becher an die Lippen und sie trank gierig, ihre geschundene Kehle bewegte sich bei jedem Schluck. Nach einer Weile hob sie den Kopf und ich dachte, sie habe genug, aber sie gab ein leises protestierendes Knurren von sich, als ich versuchte, den Becher

wegzuziehen. Als sie schließlich fertig war, wischte sie sich den Mund vorsichtig mit einer Ecke ihres Schleiers ab. Ich spürte, wie sich mich verabscheute, weil ich Zeugin ihres Durstes und ihrer Hilflosigkeit geworden war.

Ich richtete die Kissen hinter ihrem Kopf. Als sie sich vorbeugte, wurde ihr Rückgrat auf entsetzliche Weise unter der fahlen Haut sichtbar. Ein Rückgrat, wie man es aus einem gekochten Fisch herausnimmt. Ich ließ sie sanft in die Kissen zurücksinken und sie stieß einen zufriedenen Seufzer aus. Ich strich die Laken glatt. Jede Falte des Leinens verströmte den Gestank von Alter und Krankheit ... und von Urin. Ich war zornig. Ich hatte diese Frau seit so langer Zeit so heftig gehasst – nicht ohne Grund. Ich war als vierzehnjähriges Mädchen in ihr Haus gekommen, als Mädchen ohne eine Mutter, die es hätte anleiten können. Sie hätte freundlich zu mir sein können und sie war es nicht gewesen; sie hätte mir helfen können, Fuß zu fassen, und sie hatte es nicht getan. Ich hatte keinerlei Grund, sie zu lieben, aber in diesem Augenblick machte es mich zornig, dass sie mir so wenig gelassen hatte, was ich hassen konnte. Sie hatte es sich gestattet, dahinzuschwinden, bis sie nicht mehr war als ein Hautfen faltiges Fleisch und hervortretende Knochen. Ja, ich hatte gesiegt – aber der Sieg schmeckte schal. Nicht nur, weil Achill ans Tor hämmerte.

»Da gibt es etwas, das du für mich tun könntest.« Ihre Stimme war hoch, klar und kalt. »Siehst du die Truhe dort?«

Ich konnte sie so gerade eben sehen. Ein Rechteck aus schwerer geschnitzter Eiche, gedrungen, in ihrem eigenen Schatten am Fuße des Bettes.

»Du musst etwas für mich holen.«

Ich hob den schweren Deckel und mir schlug ein muffiger Geruch nach Federn und alten Kräutern entgegen. »Wonach soll ich suchen?«

»Da ist ein Messer. Nein, nicht oben – weiter unten ... Siehst du es?«

Ich wandte mich um und schaute sie an. Sie starrte zurück, zwinkerte nicht und senkte auch nicht den Blick.

Das Messer steckte zwischen der dritten und vierten Lage Leintüchern. Ich zog es aus seiner Scheide und die scharfe Klinge blinzelte mich boshaft an. Es war keineswegs die Art kleines, dekoratives Messer, das ich erwartet hatte, jene Sorte, mit der reiche Frauen ihr Fleisch schneiden. Es war so lang wie der zeremonielle Dolch eines Mannes und hatte sicher einst ihrem Mann gehört. Ich brachte das Messer zu ihr hinüber und legte es ihr in die Hand. Sie schaute darauf hinunter und berührte das mit Juwelen besetzte Heft. Einen Augenblick fragte ich mich, ob sie mich bitten würde, sie zu töten, und wie ich mich fühlen würde, falls sie es fragte, aber nein, sie seufzte nur und legte das Messer neben sich.

Sie richtete sich ein bisschen weiter im Bett auf und sagte: »Hast du irgendetwas gehört? Weißt du, was geschieht?«

»Nein. Ich weiß, dass sie vor den Toren stehen.« Jetzt konnte ich Mitleid mit ihr empfinden, mit einer alten Frau – denn die Krankheit hatte sie alt werden lassen –, die die Nachricht vom Tod ihres Sohnes fürchtete. »Wenn ich etwas höre, werde ich es Euch natürlich wissen lassen ...«

Sie entließ mich mit einem Nicken. Als ich zur Tür kam, hielt ich inne, die Hand auf dem Riegel, und blickte zurück, aber sie hatte sich schon abgewandt.



Als ich zurückkam, badete Ritsa ein krankes Kind. Um zu ihr zu gelangen, musste ich über einige schlafende Leiber steigen.

Sie wandte sich um, als mein Schatten auf sie fiel. »Wie geht es ihr?«

»Nicht gut. Sie wird nicht mehr lange durchhalten.«

»Wahrscheinlich ist es gut so.«

Ich erwischte sie dabei, wie sie mich neugierig anschaute. Die Fehde zwischen meiner Schwiegermutter und mir war allgemein bekannt. Ich sagte, ziemlich verteidigend vielleicht: »Sie hätte mit uns kommen können. Wir hätten sie getragen. Sie wollte nicht.«

Das Kind wimmerte und Ritsa stricht ihm das Haar aus der feuchten Stirn. Seine Mutter saß nur wenige Fuß entfernt und mühte sich mit einem unruhigen Baby ab, das trinken wollte, aber mit ihrer Brust kämpfte. Sie sah erschöpft aus. Ich fragte mich, ob es schwieriger war, sich der Zukunft zu stellen, wenn man für andere Leben verantwortlich war. Ich hatte nur meine eigene Last zu tragen, und als ich diese erschöpfte Mutter anblickte, spürte ich, wie frei ich war – und wie einsam. Und dann dachte ich, dass es unterschiedliche Arten gab, auf die man mit anderen Menschen verbunden war. Ja, ich war kinderlos – aber